

*einer von Bischof Lehmann für diesen Zweck durchgesehenen, leicht gekürzten und sprachlich bearbeiteten Fassung. Die Zwischenüberschriften sind von der Redaktion.*

Europa heute heißt immer Begegnung zwischen Ost und West. Dies ist nicht selbstverständlich. Als die Mauer und der Eiserner Vorhang noch existierten, war die Weltorientierung des durchschnittlichen Zeitgenossen relativ einfach. An der Mauer teilten sich nämlich auch die geistigen Strömungen. Man wußte jeweils ziemlich genau, mit wem man es hüben und drüben zu tun hatte. Die Ost-West-Spannung hatte bis in das Leben der Kirche hinein relativ klare Orientierungen geschaffen.

Natürlich gab es immer wieder über diese Jahrzehnte hinweg Begegnungen und Kommunikation in sehr verschiedener Form. Bücher und Zeitschriften wanderten – nicht selten im Gepäck freundlicher Diplomaten – auch in abgelegene und ziemlich hermetisch abgeschlossene Gebiete. Dies gilt z. B. für die einstige CSSR und Litauen, für Rumänien und China, aber auch für Angola und Kuba. Manches gelang auch auf offiziellen Wegen durch Vereinbarungen, die die Interessen beider Seiten berücksichtigten. Viele Theologen des Westens nahmen über Jahre beschwerliche Reisen auf sich, um meist ohne Manuskript – manchmal war es auch im voraus auf geheimen Wegen nach drüben gelangt – an den Hochschulen Gastvorlesungen zu halten oder Fortbildungsveranstaltungen für Priester durchzuführen. Gelegentlich wurden solche Aktivitäten den Staatsorganen angekündigt, manchmal auch nicht. Westliche Verlage und Theologen verzichteten auf jedes Honorar für die Publikation und fanden sich nicht selten auch mit einschneidenden Maßnahmen der Zensur ab, um mindestens einigermaßen miteinander in Kontakt bleiben zu können. Dies kam nicht nur den Fachtheologen zugute, sondern dank des hohen Einsatzes vieler auch den Geistlichen und natürlich auch den wenigen hauptamtlich in der Pastoral tätigen Laien. Publikationen wie das „Theologische Jahrbuch“ oder auch das „Theologische Bulletin“ waren über Jahrzehnte hervorragende Informationen über den Stand der theologischen Disziplinen. Vermutlich gab es in keinem wissenschaftlichen Fach eine solche Kommunikation. Die Geschichte dieser weithin in ihrer Bedeutung unterschätzten Vermittlungen ist erst noch zu schreiben.

Es ist notwendig, dies konkret in Erinnerung zu rufen. Denn auch unter den widrigsten Verhältnissen haben wir uns in Ost und West nicht einfach durch äußeren Druck und willkürliche Maßnahmen die Kommunikation in Sachen Theologie und Kirche schlechthin verbieten lassen. Ich mache mir keine Illusionen darüber, daß wir uns trotzdem in vielen Lebenskontexten langsam voneinander entfernten und auch fremd geworden sind. Nur wenigen heutigen Kollegen aus den Ländern Mittel- und Osteuropas war es vergönnt, längere Zeit im Westen zu studieren und sogar z. B. eine Habilitation durchzuführen. Entscheidend wiegt aber die Tatsache, daß nicht wenige Theologen in Ost und West den Informationsaustausch

und das Gespräch als unerläßliche Wege und Mittel des gemeinsamen Kircheseins nicht preisgeben wollten.

Es ist im Gegensatz dazu heute manchmal bekümmern, daß nach dem Fall der Mauern geistige Sperren aufgerichtet werden, an die niemand mehr zu denken wagte. Natürlich merkten wir nach der „Wende“ bald, daß die Mauern in unseren Köpfen und Herzen nicht so schnell abzutragen sind wie Beton und Stacheldraht. Plötzlich gab es auch Hinweise auf Tendenzen zu einer Isolierung. So wurde deutlicher, daß es nur wenige waren, die die Trennungen und Absperrungen überwinden konnten und daß es so weithin nur einen symbolischen Austausch zwischen Ost und West gab. Häufigere persönliche Kontakte brachten manchen Wissenschaftler sogar in der eigenen Umgebung in eine gewisse Isolierung. Es bleiben so beunruhigende Fragen, warum wir uns z. B. heute manchmal lieber aus dem Weg gehen.

### „Beide Seiten brauchen eine Gewissenserforschung“

Eine möglichst vorurteilsfreie, offene, neue Begegnung gibt es nur, wenn beide Seiten sich einer reinigenden Gewissenserforschung stellen und einen wirklich gemeinsamen Boden des theologischen Diskurses betreten. Kaum waren Mauern und bisher schier unüberwindliche Grenzen gefallen, gab es gewiß einzelne westliche Theologen, die nicht selten z. B. bei Gastvorlesungen und Besuchen wenig Sensibilität zeigten für die wirklichen Bedürfnisse der Christen in den befreiten Ländern. Unausgelegene Ideen wurden Leuten vorgesetzt, die einen elementaren Hunger nach verlässlichen Antworten hatten. Mancher zog wie ein eifernder Missionar durch die Lande, um die Theologen in Mittel- und Osteuropa endlich aufzuklären und ihnen zeitgerechtes, wirklich modernes Denken beizubringen. Dies war vermutlich nicht Absicht, aber offenbart den mehr oder minder starken Mangel an Reflexionskraft auf den eigenen Standort und seine Grenzen.

Hier darf man nicht vergessen, daß wache Menschen im Osten schon lange gegenüber den Intellektuellen vor allem Westeuropas und Amerikas manche Zweifel hegten. Viele schienen ihnen allzu rasch von der Rhetorik des Marxismus beeinflusbar; sie konnten nicht verstehen, wie z. B. Philosophen im Rang Sartres – wenigstens zeitweise – den sowjetischen Marxismus und den Maoismus stützten; sie konnten auch nicht das Schweigen westlicher Intellektueller begreifen im Blick auf Greuelthaten, die einem Völkermord gleichkamen (vgl. z. B. Kambodscha). Ähnlich konnten Theologen in Mittel- und Osteuropa nicht verstehen, warum einige Vertreter bestimmter Spielarten der Befreiungstheologie in ihrer Gesellschaftsanalyse relativ unkritisch marxistische Begriffe und Denkmuster verwendeten. So hatte sich vermutlich gerade bei Wissenschaftlern, die die Distanz zu den herrschenden Systemen durchgehalten haben, ein oft geheimer und gewiß auch meist unreflektierter Vorbehalt gegenüber

manchen westlichen Denkströmungen, auch in der Theologie, gebildet.

Wenn gerade über solche Einschätzungen kein offener Dialog geführt wird, redet man leicht aneinander vorbei, mißverstehen den anders orientierten Zeitgenossen und verkürzt gewiß auch nicht selten die differenzierten Gedanken des anderen. Dies ist gewiß oft geschehen, zumal nicht selten auch sprachliche Schwierigkeiten hinzukamen.

In Wirklichkeit liegen die Unterschiede natürlich tiefer und sind eng verbunden mit der jeweiligen konkreten Lebenswelt, in der der Theologe wirkt. „Kontextuelle Theologie“ ist nicht nur eine Sache des Theologietreibens in Entwicklungsländern oder in außerordentlichen Situationen, sondern jeder Geisteswissenschaftler ist an Voraussetzungen gebunden, die mit seinem sozio-kulturellen Standort eng zusammenhängen. Es hat keinen Sinn, ein solches Vorverständnis zu leugnen. Alles kommt darauf an, es zu thematisieren, auf den Begriff und in das Gespräch zu bringen. Die westliche Theologie konnte gewiß in ihren weitgehend unabhängigen wissenschaftlichen Institutionen eine Entwicklung nehmen, die abstrakter ansetzen konnte, lebensweltliche Voraussetzungen weniger einschneidend oder kaum empfand und sich darum auch in vielem freier fühlte. Gelegentlich konnte dies sogar in ein – wie immer orientiertes – Getto führen, das abseits der großen Fragen in der Gesellschaft und in der Kirche lag. Hier muß man sorgfältig unterscheiden. Die Möglichkeit reiner Forschung, die Unabhängigkeit von aktuellen gesellschaftlichen Situationen, die Freiheit vom Druck der Umstände gehören ein Stück weit zur „Theorie“ im Sinn der bereits bei den Griechen anfänglich ausgebildeten wissenschaftlichen Zivilisation. Nur in dieser Unabhängigkeit, Einsamkeit und Freiheit konnte manches gedacht und entdeckt werden, was die Welt veränderte. Aber die Grenzl意思 zu einem unverbindlichen Glasperlenspiel sind nicht immer leicht zu ziehen. Hohe Selbstkontrolle, Disziplin sowie der kritische Diskurs in der Wissenschaftsgemeinde können dies noch am ehesten verhindern.

Die Situation speziell des Theologen in den kommunistischen Ländern war in vielem grundlegend anders. Man darf sie nicht zuerst oder gar ausschließlich in Elementen sehen, die zu den „Standards“ der wissenschaftlichen Theologie im Westen zählen: Ausbildungsstand, Spezialisierung und Arbeitsteilung, technische Hilfen in Literaturbeschaffung und Bibliothekswesen, Unterstützung durch wissenschaftliches Personal und andere Mitarbeiter, Zugang zu Publikationsmöglichkeiten, gesicherte Positionen an den Hochschulen selbst, auch und gerade in Konfliktsituationen z. B. mit dem kirchlichen Lehramt. In den wissenschaftlichen Einrichtungen Mittel- und Osteuropas gab es freilich im Blick auf die eben genannten Voraussetzungen z. T. erhebliche Unterschiede, die in einzelnen Ländern unter den Theologen selbst zu Spannungen führten. Im ganzen jedoch ist eine weitgehende Unterlegenheit des formalen Status leicht erkennbar.

Es wäre jedoch ein Irrtum, wenn man aus dieser geringen Ausstattung und vielleicht auch Ausbildung unbezogen eine in jeder Hinsicht mindere Qualität ableiten wollte. Einzelne Defizite können und sollen selbstverständlich nicht geleugnet werden. Aber es gibt auch verborgene Stärken, die gerade im theologischen Raum bedeutsam sind. Neuere Erkenntnis- und Wissenschaftstheorien haben, durchaus in Übereinstimmung mit Wissenssoziologie und Hermeneutik, aufgezeigt, daß theoretische Erklärungen gerade in der Erhellung von Lebensfragen fast nie in rein gedanklich-intellektuellen Räumen entwickelt werden. Sie sind immer wieder mit den Elementen personaler Zustimmung, des Zeugnisses, der Bewährung und der ethischen Verifikation verbunden. Ich brauche dafür keine ausführlichen Belege anzuführen. J. H. Newmans Erkenntnislehre zeigt es ebenso wie die Phänomenologie, Sprach- und Kommunikationstheorien. Gerade für eine verschärfte rationale Analyse, z. B. in der Theologie, ist es wiederum unerlässlich, sich nicht als freischwebenden Konstrukteur, sondern sehr viel mehr als sozial eingebundenen und engagierten Teilhaber von Glaubensüberzeugungen zu verstehen. Die Nähe zur gelebten Theologie des Volkes Gottes ist gewiß bei sehr vielen Theologen Mittel- und Osteuropas größer als unter den Bedingungen westlicher akademischer Lebensverhältnisse. Die Armut der wissenschaftlichen Situation der Theologie im Osten kann insgeheim auch eine Stärke werden. Die Theologen des Ostens sind enger verbunden mit ihrer persönlichen Glaubensgeschichte, mit Zeugnis und Bekenntnis. Die Verfolgung und Bedrängnis der Glaubenden im Alltag haben Theologie und Kirche, Wissenschaft und Amt näher zusammengeführt. Die kirchliche Bindung des Theologen ist kein „externes Element“, sondern ein inneres Moment seines Selbstverständnisses und seiner Arbeit. Wenn diese Einbettung in den lebensweltlichen Kontext, die Ausdruck einer engen Kommunikationsgemeinschaft ist, entfällt, lauert gewiß die Gefahr künstlich produzierter Fragen, die eigentlich niemand stellt, und es droht auch die Gefahr einer „Privatisierung“ von Theologie, die ihren Auftrag für die Kirche in der konkreten Gesellschaft aus dem Auge verlieren kann. Auch im Westen gibt es ähnliche Fragestellungen, wenn schon lange z. B. nach dem Verhältnis von Theologie und Heiligkeit oder von Lebensgeschichte und Glaubensentscheidung gesucht wird.

Man darf aus diesem sensiblen Befund, der selbstverständlich eher eine Trendbeschreibung darstellt und keineswegs auf alle Individuen und Institutionen zutrifft, keine falschen Konsequenzen ziehen. Leider wird dies jedoch häufig getan. So redet man von der kontemplativ-spirituellen Tiefe der östlichen Theologie (gemeint ist nicht nur die Orthodoxie) und dem rationalen bzw. sogar rationalistischen Erbe des Westens, der kirchlichen Treue und der Kirchenkritik, der Verbundenheit mit der Tradition und dem Hang zur Modernität oder gar zu einem gewissen Progressivismus. Auf der einen Seite stehen dann die Frische der religiösen Erfahrung und die Bewährung

in der Verfolgung, auf der anderen Seite Liberalismus und Rationalismus.

Es wäre erst recht falsch, wollte man daraus institutionelle Konsequenzen ableiten, indem man die verschiedenen Bereiche voneinander zu trennen sucht, indem man Ausbildung einseitig zu kanalisieren sucht usw. Die Theologen Mittel- und Osteuropas können sich bald nach der Wende zwar einmal gemeinsam, wie z. B. in Lublin, treffen, aber es macht keinen Sinn, sich abzuriegeln von westlichen Kongressen, bestimmte Universitäten möglichst zu verwehren und nur bestimmte Ausbildungsstätten zu empfehlen. Ohne grundlegende Offenheit zueinander kann es gerade in der Theologie keine wirkliche Begegnung von Ost und West geben. Die Verschiedenheit der Standorte und der Erfahrungen darf man nicht leugnen oder mit einer Dampfwalze des Uniformismus einebnen. Vielmehr kommt alles darauf an, den unterschiedlichen Erfahrungen ihren Rang zu belassen, ihre jeweilige Stärke und ihre Grenze zu erkennen und so aufeinander zuzugehen. Nur auf einem solchen Weg kann es eine aufrichtige und fruchtbare Zusammenarbeit der Theologen in Ost und West geben. Sie tut gerade deshalb not, weil sie jeden Partner in seiner Schwäche durch die Stärke des anderen zu heilen imstande ist.

## „Theologie baut an der Zukunft der Kirche“

Es ist ein Spezifikum der christlichen Theologie, daß sie sich nicht mit dem bloßen Autoritätsanspruch der Offenbarung selbst begnügt, sondern zur geistigen Bewährung dieses Wahrheitsanspruches bereit und fähig ist. Die Heilige Schrift verlangt dies nicht nur direkt, wenn sie z. B. die Christen auffordert, Rechenschaft von der Hoffnung abzulegen, die sie erfüllt (vgl. 1 Petr 3, 15), sondern sie ist selbst das geschichtliche Zeugnis für diese Struktur. Sie zeigt uns, wie die Bibel das lebendige Dokument der Offenbarung ist, indem sie stets im ursprünglichen Sinne Übersetzung ist, nämlich vom Sprechenden Gott hinein in eine bestimmte Welt der Kultur und des Geistes, mit bestimmten Rede- und Denkformen, ja auch verbunden mit einer konkreten Lage in einer bestimmten Region der Kirche oder sogar einer Gemeinde. So wie die Heilige Schrift normativ und exemplarisch diesen fundamentalen Übersetzungsvorgang der geschichtlichen Offenbarung vorzeichnet, ähnlich muß jede Theologie schöpferische Vermittlung der christlichen Botschaft für eine bestimmte Gegenwart sein.

Wenn die Grundaufgabe der Theologie in dieser Vermittlung zwischen dem ursprünglich ergangenen Offenbarungsanspruch und der jeweiligen Gegenwart besteht, dann muß sie sorgfältig diesen vielfachen Dienst der Vermittlung vollziehen. Sie tut dies übrigens von vornherein nicht allein und nicht isoliert, denn in diesem Überlieferungsprozeß des ein für allemal ergangenen Offenbarungsanspruchs spiegelt sich eine Grundstruktur des Kircheseins überhaupt. Der christliche Glaube kann nur in

der konkreten Sozialgestalt der Kirche auf Dauer überleben. Dies geschieht in mannigfachen Formen, wie z. B. der Verkündigung, des Gottesdienstes und der Diakonie, aber auch der Leitung der Kirche.

Die Theologie nimmt an diesem Gesamtprozeß teil, ist auf ihn angewiesen und fördert ihn zugleich durch ihre spezifische Funktion. Es ist selbstverständlich, daß die Theologie zunächst einmal die Normativität des geschichtlichen Ursprungs sichtbar macht, bewahrt und in gewisser Weise auch sichert. Die historisch-kritische Methode hat bei all ihren Grenzen die unersetzliche Funktion, möglichst authentisch die erreichbaren Quellen selbst sprechen zu lassen und sie gegen alle späteren Interpretationen, Übermalungen und manchmal auch Verzerrungen zur Geltung zu bringen. Diese Rückkehr zu den wieder frisch sprudelnden Quellen hat immer etwas Beunruhigendes und Revolutionäres an sich, welches aber die Kirche auch immer wieder an ihren ewig neuen Ursprung bindet und sie jung erhält. Aber die Theologie erschöpft sich nicht in diesem Schritt zurück zu den Anfängen. Sie weiß, daß jede Epoche bei aller normativen Vorbildlichkeit des apostolischen Zeitalters, das sich qualitativ von allen nachapostolischen Ausprägungen unterscheidet, unter dem Anruf des Geistes steht und zu einer schöpferischen, neuen Auslegung fähig ist. Ein Archaismus, der sich in eine bestimmte Zeit zurückzieht und darin sich geradezu einmauert, ist ebensowenig erlaubt wie eine geistige Tendenz zur Regression in eine Bewußtseinsstufe, die nicht für alle Zeiten fixiert werden kann. Die altkirchlichen großen Konzilien zeigen einleuchtend, warum bei aller bleibenden Bezogenheit des christlichen Glaubens auf die Heilige Schrift als Mitte eine biblische Sprache allein, z. B. zur Kennzeichnung des Verhältnisses zwischen Vater und Sohn und zur Beschreibung der dreifaltigen Struktur Gottes, für sich allein nicht ausreicht. Bei aller Differenz zwischen der Zeit der werdenden Kirche und den Epochen der gewordenen Kirche darf man die Vermittlungsgestalten der großen Überlieferung in ihrer Bedeutung für die Erschließung des Evangeliums nicht verkennen. Die Vorstellung einer unmittelbaren Gleichzeitigkeit mit Jesus Christus und dem Urchristentum enthält zwar durchaus einige richtige Elemente, verkennt jedoch den Tiefgang der Überlieferungsgeschichte des christlichen Glaubens. Diese Zeugen sind im übrigen nicht einfach museale Gestalten, bloße Studienobjekte historischer Disziplinen, sondern können im Sinne der „ecclesia semper reformanda“ auch stets neue Anstöße geben für die Gegenwart der Kirche.

Der ein für allemal ergangene, universale Offenbarungsanspruch verhindert, daß sich die Theologie in einer geschichtlich vergangenen Gestalt einigelt, vielmehr eröffnet sie immer wieder neu die Zukunft des Glaubens. In diesem Sinne hat die Theologie von Hause aus ein nach vorne, in die Zukunft des Glaubens und der Kirche weisendes Gesicht, muß in diesem Sinne „pro-gressiv“ sein, baut an der Zukunft der Kirche und ist so auch auf das vorläufige Experiment angewiesen. Aber auch diese Be-

wegung kann sich nicht allein an der puren Gegenwart, so vielfältig diese wiederum ist, orientieren, sonst würde die Theologie unweigerlich einem Konformismus und Modernismus verfallen, die den bleibenden Rang und das Kriterium des ein für allemal ergangenen Offenbarungsanspruchs und die große Überlieferung in ihrer Bedeutung für das Kirchesein verkennen und dadurch nicht mehr in der Lage sind, ein wirklich für die Sache der Theologie sensibler Gesprächspartner für die eigene Zeit zu sein. Wer nicht tief in der biblischen und theologischen Tradition gründet, ist oder wird unfähig zur wirklichen Übersetzung der christlichen Botschaft ins Heute. Wer nur „heutig“ ist, wird im übrigen rasch ein Opfer der Mode und ist morgen bereits wieder von gestern.

### „Ich wünsche mir mehr Mut in der Diskussion“

Die innere Stärke der Theologie liegt in dieser schöpferischen Vermittlung. Dies ist für jede theologische Disziplin ein eigener, differenzierter Prozeß. In der Vermittlung dieser verschiedenen Erkenntnis- und Suchbewegungen liegt die wahre Mitte der Theologie. Ich habe oft den Eindruck, daß wir so viele Polarisierungen und Verketzerungen, aber auch Gleichgültigkeit und Eigenbrötelei in der Kirche haben, weil uns die bleibende Anstrengung um diese lebendige Mitte aller Theologie nicht mehr so überzeugend vor Augen steht oder gar verlorengegangen ist. Wenn diese aber nicht mehr Norm ist, dann gewinnen Spezialistentum und der Anspruch einzelner Schulen einen verzerrenden Vorrang. Ja, auf die Dauer lassen sich dann auch Borniertheit und „Fachdiotentum“ nicht vermeiden. Natürlich gibt es nicht nur die eine „Mitte“ der Theologie, sondern immer wieder nach Personen, Situationen und Disziplinen verschiedene Bestimmungsversuche dieser Mitte selbst. Viele krisenhafte Erscheinungen in der Theologie rühren daher, daß man diese Suche nach der verbindenden Mitte in ihren weiten Dimensionen und Spannungen nicht aushält und nicht austrägt. Daß es einen legitimen Pluralismus in der Theologie gibt, ist beinahe eine Binsenweisheit. Heute muß man eher darum kämpfen, daß die Bemühung um die Einheit der Theologie nicht unterbewertet wird oder gar ausfällt. Infolge dieser Defizite fehlt es auch an einer wirklich tragfähigen „Mitte“ zwischen den Fronten, an der Kraft der Vermittlung zwischen einzelnen Positionen und wohl auch an der Fähigkeit zur Begegnung mit fremden und andersartigen Positionen, wie sie gerade im künftigen Europa in Erscheinung treten werden, einmal ganz abgesehen vom Weltgespräch der Theologie. Ich wünsche mir hier mehr Auseinandersetzung, mehr Streitlust, natürlich in Fairneß und Versöhnungsbereitschaft („Streitkultur“), und mehr Mut, wenn es um Diskurs und Diskussion geht, z. B. auch im Blick auf das Rezensionswesen.

Damit ist das Fundament gelegt für einige Konsequenzen, die sich aus dem Gesagten ergeben:

1. Der Sinn der Theologie als Wissenschaft besteht nicht ausschließlich in der Professionalisierungsaufgabe, also in

der Ausbildung künftiger Mitarbeiter im kirchlichen Dienst, künftiger Wissenschaftler usw. Der Sinn der Theologie erschöpft sich nicht einfach in einer ausschließlich der reinen „Theorie“ zugewandten Forschung, sondern hat die Aufgabe der Legitimation der christlichen Botschaft vor dem Forum der menschlichen Vernunft, nicht zuletzt in der profanen Welt. Dies hat radikal mit dem missionarischen Zeugnischarakter der christlichen Botschaft zu tun, an dem auch die Theologie teilhat. So wichtig also z. B. die Priesterausbildung ist – ich will dieses Element in keiner Weise herabsetzen –, sie allein kann nicht das einzige Kriterium dafür sein, wie und wo heute Theologie als Wissenschaft betrieben wird. Diese Legitimationsfunktion der Theologie ist aus vielen Gründen gerade in den modernen Gesellschaften notwendig, die sich nicht mehr religiös, sondern primär politisch integrieren. Indem gerade die Aufklärung den Wahrheitsanspruch der christlichen Theologie ablehnte, haben Kirche und Theologie im 19. und auch weithin noch im 20. Jahrhundert als Gegengesellschaft und beinahe im Sinne einer Subkultur überlebt. Das II. Vatikanische Konzil hat dagegen die Kirche und die Theologie wenigstens potentiell in die Position eines Gesprächspartners gebracht, der für eine sehr breite und weitgefächerte Gesellschaft auf vielen Gebieten zu einem ernsthaften Gegenüber geworden ist. Gerade in jüngster Zeit verstärkt sich jedoch für viele der Eindruck, diese „Öffnung“ würde – mindestens faktisch – wieder zurückgenommen. Diesen Eindruck kann man nur überzeugend verhindern, wenn die Kirche das intensive Gespräch und die Auseinandersetzung mit dem neuzeitlichen Denken aufrichtig sucht.

Auch die Gesellschaften des Ostens haben, wie schon jetzt erkennbar wird, eine differenzierte Struktur. Wenn das kommunistische Herrschaftssystem zerfallen ist, dann erübrigt sich noch längst nicht die Auseinandersetzung mit dem modernen Geist. Es ist eine Täuschung zu glauben, es gäbe nach der „Wende“ in irgendeinem Land – auf die Breite und Dauer der Entwicklung gesehen – irgendein ernsthaftes und wirksames Zurück zu vorneuzeitlichen Positionen. Um so mehr muß sich die Theologie stellvertretend für die Kirche diesen elementaren Herausforderungen stellen.

2. Gerade unter diesen Voraussetzungen ist die Zugehörigkeit der Theologie zur Gemeinschaft des Glaubens noch wichtiger. Es ist heute wissenschaftstheoretisch weniger problematisch, wenn die Theologie einräumt, daß sie an Voraussetzungen gebunden ist, wie z. B. Glaubensvollzug und kirchliche Praxis. Es wäre ein Verlust, wenn die Theologie ihren Sozialzusammenhang nicht mehr selbst bejaht. Auf die Dauer kann nur die richtig verstandene kirchliche Dimension der Theologie deren eigenen und spezifischen Charakter retten. Die Zugehörigkeit zum Sozialgebilde Kirche hat zur Konsequenz, daß die Theologie im Blick auf ihre inhaltlichen Aussagen Geltung beansprucht und darum sich auch mühen muß. Nur so wird sie dem Evangelium gerecht, das immer den missionarischen Brückenschlag in die jeweilige Gegen-

wart einfordert. Wenn die Theologie diesen nicht mehr leistet oder ihn nur privat vollzieht, sinkt sie letztlich zu einem allgemeinen Studienobjekt herab und wird bestenfalls ein Sektor der Religionswissenschaft oder der Religionskunde.

Es gibt also eine enge Wechselbeziehung zwischen Kirche und Theologie. Die Kirche ist der unerläßliche Boden, in dem auch die Theologie verwurzelt ist. Wenn sie diesen abzustreifen versucht, verliert sie selbst, wenigstens auf die Dauer, ihren Sitz im Leben und damit ihren Grund. Andererseits braucht die Theologie eine relative Selbständigkeit, wenn sie inmitten der Kirche ihrer eigenen Aufgabe nachkommen will. Ohne volle Respektierung beider Dimensionen kann es keinen Ausgleich geben. Im übrigen gilt dies auch in verfassungsrechtlicher Hinsicht. Theologie an der Universität ist nicht eine säkular ausgerichtete Religionswissenschaft, sondern ist grundlegend bekenntnisbestimmt und auf die wissenschaftliche Durchdringung des Glaubensgutes und der konkreten Wirklichkeit von Kirche angelegt, sei es in evangelischer oder in katholischer Gestalt, nicht jedoch in einer Mischform oder ohne kirchlichen Kontext.

Diese jeweilige Selbständigkeit bei bleibender Angewiesenheit aufeinander hat noch viele Konsequenzen. Die Theologie muß auch um ihre eigene Armut wissen. Sie kann nicht Glauben, Hoffnung und Liebe schaffen, gleichsam in der theologischen Retorte produzieren, sondern sie ist darauf angewiesen, daß es sie als eigene, ja sogar vorgegebene Wirklichkeit gibt. Dies erfordert von der Theologie eine hohe Demut. Sie kann Glauben fördern, erhellen und bestenfalls reinigen, aber sie kann ihn nicht herstellen. Gerade so ist sie wesentlich Dienst am Glauben. Der Theologe vollzieht einen unersetzlichen Dienst, indem er die Glaubenserfahrung zur offenen Begegnung mit dem jeweiligen Welt- und Menschenverständnis bringt. Auch hier ist er oft mehr der Nachvollziehende, der noch einmal Bahnen ausschreitet, die im praktischen Leben schon begangen worden sind. Aber er filtert aus den vielen Versuchen ein Verstehensangebot heraus, das er im Raum der Kirche zur Verfügung stellt. In diesem Sinne spricht er immer eine Einladung aus und bietet ein vorläufiges, noch nicht allseits erprobtes Verstehensmodell dar. Er ist nicht nur angewiesen auf die Rezeption in der Kommunikationsgemeinschaft der Theologen – weswegen der Diskurs untereinander so wichtig ist –, sondern er ist auch abhängig von der Rezeption der ganzen Glaubensgemeinschaft. Dabei kann es zu tragischen Verschiebungen, Aufschüben und zeitweiligen Mißverständnissen kommen. Aber keine Macht der Welt – auch nicht die Macht des Staates oder moderner Medien – kann eine Rezeption simulieren, wo diese faktisch nicht stattfindet.

Dies sind keine abstrakten Überlegungen. Denn sie sind der grundsätzliche Hintergrund für Strukturen, die wenigstens in unserem Land realisiert sind. Die Synthese tritt nämlich in den Theologischen Fakultäten an Staatlichen Universitäten konkret in Erscheinung. Ich möchte dies mit Worten des bekannten evangelischen Staatskirchenrechtlers *Ulrich Scheuner* formulieren: „Man wird

der Erscheinung und Bedeutung der Theologischen Fakultäten nur gerecht, wenn man sich das feine Gewebe der Ideen und Interessen vor Augen hält, in dem sie stehen. Der Staat bekundet mit ihrer Einfügung in seinen universitären Bildungsbereich nicht nur Offenheit gegenüber den großen geistigen Kräften im Volke, er hat auch selbst ein Interesse daran, daß die Ausbildung der Amtsträger der Religionsgemeinschaften, von denen noch immer ein erheblicher geistiger Einfluß ausgeht, sich im Kontext der allgemeinen Bildungseinrichtungen vollzieht, nicht in kirchlicher Absonderung, und daß die staatliche Gewähr kirchlicher Lehre hier eine größere Breite und Unabhängigkeit sichert, die der deutschen Theologie in der Welt eine hervorragende Stellung verschafft.“ (Die Kirchen und die Einrichtungen der Wissenschaft, in: G. Denzler [Hg.], Kirche und Staat auf Distanz, München 1977, 212; vgl. auch die zahlreichen Studien bei U. Scheuner, Schriften zum Staatskirchenrecht, hrsg. von J. Listl, Berlin 1973.) Ich finde darin eine ausgezeichnete Beschreibung des Status der Theologischen Fakultäten in Deutschland. Er wird nicht einfach hergestellt durch eine vorgegebene, schon gar nicht eine prästabilisierte Harmonie, sondern bedarf von allen Seiten der stetigen Pflege und einer großen Sensibilität. Sonst wird dieser Status rasch labil, für Konflikte anfällig und ist dann durch seine differenzierte Komplexität das Terrain unaufhörlicher Auseinandersetzungen. Dann kann es leicht zu Forderungen kommen, man müsse ein solches System außer Kraft setzen, entweder durch einen Exodus der theologischen Bildung aus den staatlichen Universitäten oder durch eine solche Emanzipation der Theologie von der Kirche, daß sie nur noch als säkulare Wissenschaft im Kanon anderer Universitätsdisziplinen erscheint. Aber im Kreis der sogenannten Geisteswissenschaften hätte sie auch als emanzipierte Tochter wohl kaum ein längeres, eigenes Dasein.

### „Aus Spannungen können Konflikte werden“

In dieser Situation kommt alles darauf an, die gemeinsame Lage und die einzelnen Bedingungen der verschiedenen Partner besser zu erkennen. Es liegt auf der Hand, daß Kirche und Theologie sich in dieser Gesamtsituation rascher auseinanderentwickeln und voneinander entfernen könnten. Der Raum der Universitäten und des gesellschaftlichen Lebens wird immer vielgestaltiger und pluraler, ja grenzt sogar an Beliebigkeit. Die Notwendigkeit einer Auseinandersetzung mit profanen Sinnsystemen bringt zweifellos auch die Gefahr mit sich, daß säkulare Denkstile, die vielleicht wenig auf ihre Hintergründe befragt worden sind, unbesehen in die theologische Arbeit einwandern. Die Veränderung der Studentenschaft in den Theologischen Fakultäten verstärkt diese Situation, denn es ist der weitaus kleinere Teil, der sich auf das Priestertum vorbereitet. Die übrigen Studenten sind aus verschiedenen Gründen den säkularen Wertsystemen und -strömungen stärker ausgesetzt und haben meist nicht die

Möglichkeit einer solchen Einübung in Spiritualität und Glauben, wie es den Priesteramtskandidaten eher möglich ist. Ähnliches zeigt sich auch nochmals bei den Professoren, die als Laien ihre ohnehin schon relativ große Unabhängigkeit als Professoren innerhalb des Systems staatlicher Fakultäten noch steigern können. Ich bewerte diese Vorgänge keineswegs negativ und bestreite niemand von vornherein oder grundsätzlich die Loyalität oder gar die Kirchlichkeit seines Denkens und seiner Einstellungen. Ich möchte nur Sensibilität wecken für die latenten Gefährdungen und die inneren Verletzlichkeiten des „Systems“. „Dies führt mit einer gewissen Zwangsläufigkeit zu Spannungen, und zwar sowohl zu Spannungen zwischen Glauben und Wissen bei denjenigen, die beides miteinander zu verbinden trachten, als auch zu Spannungen zwischen Theologie und Lehramt, und zwar insbesondere mit der in ganz anderen Kategorien denkenden römischen Kurie“ (F. X. Kaufmann, *Theologie zwischen Kirche und Universität*, in: *Theologische Quartalschrift* 171 [1991], 265–277, 271. Ich verdanke dieser Studie und anderen Arbeiten F. X. Kaufmanns zur Soziologie und Sozialform des Katholizismus viele wertvolle Einsichten). Kirchenleitungen haben hier vielleicht eine gewisse Neigung zum Mißtrauen und überschätzen wohl auch negative Phänomene, die eher in das Blickfeld geraten und auf sich aufmerksam machen. Spektakuläre Konfliktfälle sind dazu geeignet, den Blick überhaupt zu trüben und Verallgemeinerungen auszulösen, die nicht erlaubt sind. Man muß zweifellos auf beiden Seiten stärker ein Bewußtsein dafür ausbilden, wo die eigenen Gefährdungen sind. Die Kirche und das Lehramt fragen sich unter den erwähnten gesellschaftlichen und geistigen Rahmenbedingungen eindringlich, ob man bei der sehr offenen Situation heutiger Universitätsfakultäten Denkströmungen und Verhaltensweisen im säkularen Raum, die auch in den Bereich der Theologie eindringen, mit der notwendigen kritischen Offenheit begegnet. Die offenkundige Schwäche gerade auch der philosophischen und humanwissenschaftlichen Ausbildung in vielen Einrichtungen macht diese Sorge noch verständlicher.

Es scheint mir in einer solchen Situation nicht sinnvoll zu sein, die Funktionsunterschiede oder gar konkrete Differenzen zwischen Theologie und Lehramt mit Vorrang zu behandeln. Sie werden freilich nicht eingeebnet. Zunächst muß bei aller Funktionsdifferenzierung die *gemeinsame Sorge* um die Vermittlung des Glaubens heute in den Vordergrund rücken, und zwar im Sinne der Weitergabe des Glaubens an künftige Generationen, aber auch hinsichtlich einer Legitimation des Glaubens in der gegenwärtigen Gesellschaft. Hier haben Theologie und Lehramt, Kirche und theologische Wissenschaft nichts gegeneinander zu gewinnen, sondern sie können nur gemeinsam gewinnen oder gemeinsam verlieren. Dieser gemeinsame Boden ist wohl auch in den offiziellen Dokumenten zum Thema zwar genannt, aber doch recht knapp angesprochen. Beide, Theologie und Lehramt, müssen in Zukunft sehr viel größere Anstrengungen auf sich nehmen, um vor allem durch einen beständigen Dialog diese Gemeinsamkeit

nach innen und nach außen zu festigen, besonders auch um Mißverständnisse auszuräumen und Konflikten möglichst frühzeitig zu begegnen. Hier ist auf allen Ebenen immer noch viel zu tun. Seit der „Kölner Erklärung“ haben wir in unserem Land von beiden Seiten aus die Bemühungen in dieser Richtung intensiviert.

Selbstverständlich kann diese Gemeinsamkeit nicht verhindern, daß aus den bereits erwähnten Spannungen Konflikte werden. Überhaupt scheint es mir vordringlich zu sein, Funktionsdifferenzierungen, Spannungen und sogar Konflikte zwischen Theologie und Lehramt nicht von vornherein und durchgehend mißtrauisch zu betrachten oder mit dem Makel eines Übels zu belegen. Freilich müssen sich einige Konfliktstrategen, denen es offenbar mehr um die Konfrontation als um die Abklärung wirklicher Probleme geht, die Frage stellen, ob sie eine solche Einschätzung nicht begünstigen, vor allem dann, wenn Auseinandersetzungen ohne Grund in eine entdifferenzierende Öffentlichkeit hineingetragen werden. Unter den gegebenen Voraussetzungen ist es jedoch unerlässlich, vertrauensbildende Maßnahmen zu schaffen, gleichsam eine Früherkennung latenter oder offener Konflikte zu versuchen und ihnen möglichst bald offen und aufrichtig zu begegnen. Wenn es in den letzten Jahren zu „Katastrophen“ kam, dann fast immer, weil der Dialog viel zu spät aufgenommen worden ist.

Wenn man den Prozeß von Spannungen und Konflikten so betrachtet, dann bedarf es freilich auch von seiten des Lehramtes eines differenzierten Instrumentariums für die Konfliktregelung und erst recht für lehramtliche Entscheidungen und gar für Sanktionen. Obgleich es hierfür auf römischer Ebene und auch in unserem Land durchaus ermutigende Einzelbeispiele gibt, stehen wir eher noch am Anfang bei der Meisterung dieser Aufgabe.

In jüngster Zeit wird in den lehramtlichen Dokumenten verschiedentlich der Begriff „Dissens“ gebraucht (vgl. vor allem die Instruktion der Glaubenskongregation über die kirchliche Berufung des Theologen vom 24. Mai 1990, bes. Nr. 32 ff. [vgl. HK, August 1990, 365 ff.]). Die Erklärung der Europa-Sondersynode enthält in Nr. 5 auch eine etwas überraschende, unvorbereitete und mißverständliche Einführung des Dissens-Begriffs). Er kann zu Mißverständnissen beitragen, wenn er nicht noch besser geklärt wird. Es braucht eine sorgfältigere Abgrenzung zwischen legitimem Pluralismus, Meinungsverschiedenheiten, Schwierigkeiten im Konsensbildungsprozeß, Spannungen, „Widersprüchen“ und einem wirklichen Dissens. Dieser Begriff wird, wenn ich recht sehe, lehramtlich meist für einen nicht mehr auflösbaren Konflikt gebraucht, nachdem alle Möglichkeiten, diesen produktiv auszutragen, gescheitert sind. Man darf jedoch einen solchen Extremfall, gleichsam die negative Endstufe aller Bemühungen zwischen Theologie und Lehramt, nicht verallgemeinern und ihn gar noch kirchenpolitisch einfärben, indem man Kritik an bestimmten Verhaltensweisen des kirchlichen Amtes oder auch Protest gegen manche Entscheidungen dem theologischen „Dissens“ zuordnet.

Es versteht sich jetzt von selbst, daß das Nihil-obstat-Verfahren im Zentrum der Beziehungen zwischen Kirche und Lehramt einen besonders verletzlichen und heiklen Problembereich darstellt. Auch hier scheint mir wichtig zu sein, daß man die früher erwähnten Spielregeln zur Konfliktbewältigung einhält. Gegenstand der Verfahren dürfen nur vom Autor veröffentlichte und gebilligte Studien sein. Lehre und Lebenswandel sind die einzigen Kriterien, die ausschlaggebend sein dürfen. Beide sind strikt zu interpretieren. Das kirchliche Lehramt hat zweifellos die Verfahren verbessert. Bei Zweifel werden der zuständige Bischof und vor allem der in Frage stehende Autor eigens gehört. Ich habe nicht den Eindruck, daß entsprechende Antworten immer mit dem notwendigen Ernst, einem Minimum an Einfühlungsvermögen in den zuständigen Partner und mit der notwendigen Klugheit abgegeben werden. Gelegentlich ergangene Verweigerungen des Nihil obstat wurden revidiert oder später auf anderem Wege aufgehoben. Man sollte diese Wandlungen nicht geringschätzen. Sie enthalten große Chancen und sind durchaus ausbaufähig. Umgekehrt zeigt sich die Verantwortung und die Fähigkeit eines Wissenschaftlers nicht nur in den großen Forschungsleistungen, die ja ganz selten ein wirklicher Anlaß zu ernststen Differenzen sind, sondern in relativ rasch geschriebenen, knappen, für ein breiteres Publikum entworfenen Beiträgen, die nicht selten kirchenpolitisch brisante Inhalte behandeln. Differenzierungsfähigkeit und Rücksicht auf öffentliche Wirkungen sind gerade für solche Artikel notwendig. Hier sollten die theologischen Lehrer kluge und hilfreiche Begleiter ihrer Schüler und künftigen Kollegen sein. Umgekehrt wird man die lehramtlichen Instanzen bitten müssen, gerade mit solchen Artikeln nicht zu engherzig oder kleinlich umzugehen. (Ich übergehe ein Thema, das einer eigenen

Erörterung bedürfte, nämlich die Vermittlung von Theologie in eine größere Öffentlichkeit hinein, besonders aber die Behandlung von Konfliktfällen zwischen Theologie und Lehramt in der Öffentlichkeit unserer Gesellschaften. Hier ist ein neues Element, nämlich die Vermittlung durch die Instrumente der Massenmedien, ins Spiel gekommen, das neue und bisher ungelöste Probleme stellt.)

### „Gemeinsam dem Schwund von Religion und Glauben begegnen“

In diesem Beitrag ging es mir darum, Lehramt und Theologie, Kirche und theologische Wissenschaft in ihrer ursprünglichen Zuordnung aufeinander neu sichtbar zu machen. Gerade die Europa-Sondersynode hat gezeigt, welche großen Aufgaben auf uns gemeinsam warten. Jetzt kommt es zuerst darauf an, die Instrumente der Verkündigung und der Kommunikation wieder funktionstüchtig zu machen, damit sie ihre Primäraufgabe ungehindert erfüllen können. Ich will diese abschließend nur noch nennen: Auseinandersetzung mit den vorherrschenden gesellschaftlichen Trends, Hilfen angesichts des Sinnvakuum in vielen Gesellschaften, Unterstützung neuer Suchbewegungen nach Sinn und Transzendenz, geglückte Beispiele von Gotteserfahrungen, missionarisches Zeugnis, Evangelisierung. Theologie und Lehramt werden eines Tages nicht daran gemessen, wieviel Konfliktpotential sie in dieser Zeit angehäuft haben, sondern ob sie gemeinsam dem Schwund von Religion und Glaube in unseren Gesellschaften wirksam und überzeugend begegnen sind und den Menschen eine neue Bewährung des Glaubens angesichts unserer heutigen Lebensprobleme geschenkt haben.

## Stabilität und Wandel der Familie

### Eine Untersuchung des Deutschen Jugendinstituts

*Wie steht es um die Krise der Familie als für die Gesellschaft grundlegender Lebensform, von der häufig die Rede ist? Erste Auswertungen einer breit angelegten empirischen Untersuchung zur Situation der Familie in den alten Bundesländern legen ein differenziertes Urteil nahe. Es gibt einen deutlichen Strukturwandel, der sich etwa an der Veränderung der „Normalbiographie“ von Frauen und dem Rückgang der Kinderzahl festmachen läßt. Gleichzeitig zeigt sich bei aller Pluralisierung und Individualisierung der Lebensstile doch eine erhebliche Stabilität der Lebensform Familie.*

Das Ungenügen amtlicher Statistik, die fehlende Aussagekraft des Datenmaterials für eine differenzierte Beschreibung von Veränderungen und Entwicklungen in der Lebensrealität von Familie und die vielen Mutmaßungen, die die Diskussion um die Zukunft familialer Lebensfor-

men prägen, gaben den Anlaß. Das Bundesministerium für Jugend, Familie und Gesundheit beauftragte 1987 das Deutsche Jugendinstitut in München (DJI), eine neue Konzeption zu entwickeln, um Lebensbedingungen, Wandlungstendenzen und Zukunftsperspektiven der Familie analysieren und beschreiben zu können.

Mit dem 570 Seiten starken ersten Band des „Familien-Surveys“ hat das DJI Ende vergangenen Jahres ein *erstes Zwischenergebnis* dieser Studie herausgegeben, betitelt „Die Familie in Westdeutschland. Stabilität und Wandel familialer Lebensformen“ (Opladen 1991). Im Abstand von vier bis fünf Jahren sollen weitere große Surveys folgen.

Der vorliegende Band stellt die Ergebnisse empirischer Einzeluntersuchungen zu *vier Themenbereichen* dar: Ein erster Teil analysiert die verschiedenen sozialen Beziehungen, die Familie und deren verwandtschaftliche oder